

dot
books

MARIA
BACHMANN



PANIK

ROCKER

KÜSST

MAN



NICHT

komme, ist unbegründet. Die Roadies erkennen mich wieder und lassen mich rein. Ich stehe in der Halle herum. Sie wirkt bedrohlich und gefräßig. Ich bin nicht allein. Auf dem Bühnenrand sitzt ein Mädchen mit einem weißen Sweatshirt mit lila Sternchen und schwarzem Minirock. Was will die denn hier? Ich versuche, sie nicht zu sehen. Gerhard kommt zum Soundcheck. Ich kann vor lauter Hut sein Gesicht kaum erkennen. Sein Begrüßungskuß streift mich nur, und ich bin enttäuscht. Das war alles? Die mit dem Sternchenpulli bekommt auch einen Kuß. Aber auch an ihr geht er vorbei. Er wirkt angespannt. Beim Mikro-Test auf der Bühne ißt er eine Banane – jetzt ist er locker. Ich reiße mich permanent zusammen. In der Konzertpause frage ich: »Du redest wohl nicht mehr mit mir?« – »Wann denn?« Ach so, ja, keine Zeit. Ich kann seine Augen nicht sehen. Wozu trägt er in der Halle eine Sonnenbrille? »Nach der Show in der Garderobe!« Diese Aufforderung gilt nicht nur mir, denn ich sehe fünf Mädchen in die Garderobe rennen. Sternchenpulli ist auch schon drin. Jetzt kann ich nicht mehr hineingehen. Ich will mich nicht hinten anstellen. Ich will ihn nicht teilen. Mein Backstagepaß tut seine Wirkung. Jemand von den Organisatoren fragt mich, wo dieser und jener sei und ob man nicht den Fotografen jetzt rausschmeißen sollte. Als würde ich dazugehören! Wenigstens das genieße ich. Charly Checker, einer aus der Band, fragt mich, ob ich mit nach Saarbrücken komme. Dann gibt es vielleicht dort die Möglichkeit, ihn mal allein zu treffen. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Der Transvestit bemerkt meine Unentschlossenheit und haucht mit französischem Akzent: »Nischt denken – machen!« Ja. Also, ja. Aber erst muß die Nacht überstanden werden. Ich bete, daß ich bei Gerhard übernachten kann. Der sagt, er weiß es nicht. Ich warte. In der Hotelbar kommt er zu mir und streicht mir über die Wangen. Ich beherrsche mich. Ich lächle. Ich weine nicht. Sein »Ich komm gleich wieder« versickert nach vier Stunden. Es ist morgens halb vier, und er ist nicht wiedergekommen. Da steht einer seiner vielen Berater, Feist, der so aussieht, wie er heißt, und schaut mich aus wässrigen Augen an. Er bietet mir an, in seinem Zimmer zu schlafen. Ich kann nicht ahnen, daß sein Zimmer nur ein schmales Bett hat. Er sagt, er arbeite für den »Express« und wolle eine Geschichte über Gerhards Fans machen. Interessant. Er kommt mir so unerträglich nahe, daß ich nicht mehr atmen kann. Er fragt mich, ob ich ihm einen runterhole. Er fragt das so, als wollte er sagen: »Weißt du, was es nachher zum Frühstück gibt?« Ich springe mit einem Satz aus dem Bett und unter die Dusche. Mir ist schlecht. Es ist halb sieben. Ich laufe durch Karlsruhe und könnte kotzen. In einem Café finde ich Ruhe. Ich frage mich die ganze Zeit, wer wohl jetzt bei Gerhard liegt. Noch ein Appetithemmer. Die gibt es rezeptfrei in der Apotheke. Ich will nie mehr essen. Nichts zu essen ist, wie von nichts abhängig zu sein. Die Leute verschwenden viel zuviel Zeit darauf, sich Nahrungsmittel unterschiedlichster Art in den Mund zu schieben. Wo ich hingucke, sie essen. Als ob es nichts Wichtigeres auf Der Welt gäbe! Ein Mann mit braunem Cordhut und Doppelkinn kämpft mit dem kleinen Plastikgäbelchen, das sie ihm zu seiner Currywurst serviert haben. Zweimal fällt es in die Ketchup-Soße. Er muß mit seinen ebenso wurstigen Fingern hineintauchen, um es wieder herauszuangeln; dann transportiert er sich schwungvoll einen Brocken in den Mund, ohne sich dabei das karierte Hemd zu bekleckern. Es ist morgens halb zehn. Er strengt sich an, das Eßvergnügen schnell hinter sich zu bringen. Er ist in Eile. Unter seinem Hut bilden sich winzige Schweißtröpfchen. Er leckt sich die Finger und

wischt sie anschließend mit der viel zu kleinen Papierserviette ab. Der soßige Pappdeckel auf dem blauen Stehtisch bleibt wie ein kleines, schon halb gekentertes Boot auf dem Meer zurück. Hier aß ein Mensch. Ich wende mich angewidert ab. Ich wette, spätestens in einer halben Stunde stellen sich bei diesem Mann Trägheitsgefühle und Müdigkeit ein. Das kann mir nicht passieren. Ich bin wach, wach, wach! Den ganzen Tag!

Bei Karstadt habe ich mir einen Hut für neunundfünfzig Mark geklaut. Er hat Ähnlichkeit mit Gerhards Hüten. Es war ganz einfach: Ich habe ihn offensichtlich in der Hand gehalten und bin rausgegangen.

Es ist elf Uhr, und ich sitze in der Hotelhalle. Gerhard darf erst ab zwölf Uhr gestört werden. Alex kommt auf mich zu. Er ist Gerhards langjähriger Freund und sehr klein. Er spricht in kurzen, knappen Sätzen, die jedoch alles beinhalten, was er sagen will: »Biste Model? Siehst gut aus. Machstes bloß mit Gerhard?«

Gerhard lacht. Er lacht tatsächlich, als ich ihm erzähle, was ich mit Feist erlebt habe. Er war die ganze Nacht allein und fragt mich, warum ich nicht zu ihm gekommen sei. Er sei plötzlich so müde geworden. »Du weißt doch, daß sonst niemand bei mir schläft.« Für einen Moment bin ich glücklich und will mich nicht mehr umbringen. Ich hätte kommen können? Das heißt: Er mag mich noch? Ich bin mit einem Schlag so ruhig, daß ich mich mit der Ärztin über Hautcremes unterhalten kann. Sie sagt, sie nehme nur Niveacreme. Es sei sowieso überall das gleiche drin. Ich nehme jetzt auch Niveacreme. Gerhard liegt nackt auf dem Bett und durchforstet die Zeitungen nach Konzertkritiken.

Alles ist gut. Ich bin die einzige, die bei ihm ist. Er sagt, er will zum Gig nach Saarbrücken im Bandbus fahren, weil er eine Besprechung mit den Musikern hat. Sonst wäre er mit mir im Auto gefahren. Ich glaube es einfach.

Ich darf den Fuß nicht vom Gaspedal meines R 4 zurücknehmen, sonst verliere ich den Bandbus vor mir.

Was ich von Saarbrücken mitkriege, finde ich abgrundtief häßlich: graue, klotzige Gebäude und Verkehrsstaus. Meine Gerhard-Verlust-Angst kriecht erneut in mir hoch. Hier sind die Fans so schlimm, daß sie gar nicht aufhören mit ihren Sprechchören. Sie jagen mir einen unangenehmen Schauer über den Rücken. Die Ordner sind streng, und ich muß kämpfen, um überhaupt Backstage bleiben zu können. Da steht ein Mädchen, ungefähr siebzehn Jahre alt. Sie ruft nach Gerhard, und als er sich umdreht, reißt sie sich die Bluse vom Leib und steht barbusig da. Sie hat große Titten, aber Gerhard schaut an ihr vorbei. Ich nicht. Mir ist alles zuviel. Ein Fan bietet mir dreißig Mark dafür, daß ich ihm für fünf Minuten meinen Backstagepaß leihe. Nicht für eine Million!

Gerhard ist in der Garderobe und schminkt sich die Wimpern. Das habe ich bei einem Mann noch nie gesehen. Doch, bei Dennis. Dennis malt sich sogar manchmal die Lippen rot an. Wir reden endlich, und ich sage ihm, wie beschissen es mir geht. Er sagt: »Geh doch nach Hamburg. Das Leben ist ein Abenteuer, man lebt nur einmal!« Das stimmt. Ich glaube, er versteht mich. Aber er küßt mich nicht mehr. Mit einem prüfenden Blick auf sein Augen-Make-up im Spiegel sagt er zu Gabi: »Maria ist doch 'ne Süße, oder wie siehst du

das?« Als ob er sich bestätigen lassen müßte, daß seine heutige Wahl richtig war. »Ja.« – »Ganz speziell, ne?« – »Mhm«, meint Gabi und sortiert seine Klamotten weiter. Ich komme mir vor wie ein Ausstellungsstück in einem Möbellager. Wie soll ich reagieren? Ich bin kein bißchen sauer auf ihn, ich wäre es so gern. Statt dessen bin ich stolz, daß er mich süß und speziell findet. Die Regel, die ich für solche Situationen erfinde, heißt: Gerhard ist eben so. Ich bin bei ihm, und das ist die höchste Stufe, die erreicht werden kann. Dadurch wird alles andere erträglich. Oder gibt es eine Frau, der er näher ist, der er eventuell sogar von seinen Problemen erzählt? »Süße, kannst du mir mal die Schulter massieren? Da, an dem Punkt ... nee, weiter unten ... mhm ... ahhh ...« Ich massiere ihn und niemand sonst.

Mein Tank ist leer, und ich muß zurück nach Emmendingen, an die Front, zu meiner Krankenhausschicht.

Mir wird immer klarer, daß es gar nicht mehr so sehr darum geht, daß ich für Gerhard die Frau fürs Leben werden will. Wie fiel mir das mal so treffend ein? Er ist der Ursprung des Wunsches nach Veränderung. Klingt gut. Und tut weh. Ich will einfach wissen, wo ich hingehöre. Wo meine Stärken liegen. Habe ich überhaupt für irgendwas Talent? Seit ich sechzehn bin, will ich auf die Bühne. Weil ich nicht wußte, was man machen muß, um an so 'ne Schauspielschule ranzukommen, bin ich Arzthelferin geworden. Ich brauchte mich nicht mal zu bewerben. Ich trat in die Fußstapfen meiner Schwester, die nach acht Jahren aufhörte, dort zu arbeiten. Heute weiß ich, daß ich eine Spitzenarzthelferin hätte sein können, wenn mich dieses Drängen nach der großen, weiten Welt, der Wunsch, in der Öffentlichkeit, vor einer Kamera zu stehen, nicht gepackt hätte.

Die formellen Antwortschreiben der Schauspielschulen Essen und Bochum lösten zu Hause wieder einen unerträglichen, stummen Krieg aus. Ich hatte keine Möglichkeit, die Post abzufangen, ehe meine Mutter sie in die Hände bekam. Wenn ich von der Arbeit kam, thronte der Umschlag mit Freistempel der Schauspielschule (der allein machte mir Herzklopfen vor Aufregung) auf dem Küchenschrank, als handele es sich um die amtliche Bestätigung der Tatsache, daß ich eine Hure, war.

Wenn mich meine Mutter wenigstens mal angeschrien hätte! Dann hätte ich auch mal schreien können. Aber wir schwiegen. Der Umschlag sprach für sich: Einladung zum Vorsprechen in der Schauspielschule. Ich mußte leider absagen – ich wollte die Unterschrift meiner Eltern nicht fälschen.

Hier in Freiburg hatte ich eigentlich Theaterkontakte knüpfen wollen. Aber ich tue nicht einen Schritt. Stattdessen verfolge ich Gerhard zum Konzert nach Ludwigshafen. Irgendein Bekannter aus Ludwigshafen, der sich ewig nicht von der Alternativszene verabschieden kann, sieht sich das Konzert zum zweiten Mal an, als er erfährt, daß ich Gerhard kenne. Als würde sich durch meine Anwesenheit an der Show etwas ändern. Auf dem Weg in den Catering-Room entdecke ich ihn in der Halle. Er ist begeistert, mich zu sehen, und will unbedingt, daß ich ihn Gerhard vorstelle. Ich habe genug mit mir zu tun. Ich habe ihn selbst erst zehn Sekunden gesehen, und die Konkurrenz schläft nicht.

Ich habe mir den Paß auffällig auf den linken Oberschenkel geklebt, damit auch jeder gleich weiß, daß ich dahin gehöre, wo ich bin. Ich bin Backstage und vergesse sofort die Krankenhausbettbezüge, die nach Krankheit und Körperausdünstungen riechen. Hier riecht es unverkennbar nach Rock 'n' Roll und Stars. Nach dem Konzert, das ich mir standesgemäß von seitlich der Bühne, hinter den Boxen stehend, angesehen habe, gibt Gerhard mir das Zeichen zum Abhauen. Für heute abend bin ich es, die die johlende Menge verläßt, zusammen mit dem, wegen dem der ganze Zirkus hier stattfand. Alle anderen müssen zurückbleiben, auch der Alternativling; sie haben vielleicht die Erinnerung an ein außergewöhnliches Konzert. Aber selbst die müssen sie sich mühsam aufrechterhalten. Sie können gar nichts dagegen tun, daß der Eindruck verblaßt, von Tag zu Tag, weil der Alltag sie wieder einholt. Und schließlich bleibt nichts als die abgerissene Eintrittskarte an der Pinnwand und ein: »Ach ja, bei Gerhard L. war ich auch mal.« Aber wie war das genau? Wo blieb die Gänsehaut, die Wut, daß man alles hinschmeißen könnte? Die Lust, alles zu tun, was sonst verboten ist? Die Zeitlosigkeit, die Unvernunft? Wo war die Faust, die bei »Radikale Extremisten« im Takt in die Höhe stieß? Meine Faust soll immer geballt sein. Wenn auch in der Tasche meines Schwesternkittels. Ich will immer dabei sein! Ich will nie vergessen, wie sich das anfühlt: ungezähmtes Wildsein.

Ich lasse zusammen mit Gerhard das Publikum zurück, das immer noch tobt, obwohl das Saallicht schon das seinige tut, um die Fans zurück auf den Planeten Erde zu holen. Ich aber bleibe ein »Alien«. Das Hotelfoyer ist voller Leute. Wir gehen an ihnen vorbei. Herzflimmern. Ein Blick zu Gerhard. Drei Worte von ihm: »Was trinkst du?« »Champagner.« Ich stehe unter einer Dusche, die mich mit Sternenstaub berieselt. Er ist lebensgefährlich gefährlich, weil er so süchtig macht. Mich völlig verzaubert und mich so wunderbar verwirrt. Und mich ganz weich macht. Und fiebrig. Gerhard zieht die Augenbrauen hoch, so daß sich der ganze Hut mitbewegt, sieht mir in die Augen, nimmt mein Kinn in die Hand wie einen jungen Vogel und flüstert: »Du gefällst mir wirklich gut, ganz besonders bist du.« Und drückt seine Lippen auf meine.

Der erste Tag auf Station nach meinen Sternreisen zu Gerhard ist immer der schlimmste. Ich betrete eine mir völlig fremde Welt. Was interessieren mich die Krankheiten der Leute? Oder daß Schwester Mechthild ihrer Kollegin zur Hochzeit einen elektrischen Dosenöffner für zwanzig Mark geschenkt hat?

Heute wird dem Patienten von Zimmer 53 ein Zentralkatheter gelegt. Sie stopfen den dünnen Schlauch in die Halsschlagader und schieben ihn immer weiter hinein, bis zum Herzen. Kurz davor verheddert er sich an den Gefäßen, und sie ziehen ihn wieder ein bißchen zurück und schieben wieder, bis die Sonde ihren Weg in die Herzkammer gefunden hat. Der Schlauch ist sehr lang, und der größte Teil davon ist schon im Körper des Patienten verschwunden. Ich sehe zu, weil ich was lernen will, und mir wird dabei schwarz vor Augen, daß ich es nicht mehr auf einen Stuhl schaffe. Ich klappe noch im Krankenzimmer zusammen. Aber früher gehen darf ich nicht.

Im Zimmer von Frau Schneider liegt jetzt die Frau mit der Gallenoperation, kurz: die

»Galle« von Zimmer Soundso genannt. Sobald ich den Raum betrete, denke ich an Frau Schneider, die viele Wochen hier gelegen hat, bevor sie endgültig dieser Welt Lebewohl sagte. Ich bin mit meinen Gedanken oft bei Frau Schneider, so daß ich jedesmal erschrecke, wenn ich die Tür öffne und sie nicht da ist. Statt ihrer die Gallenfrau. Ich soll ihr die Angst vor der OP nehmen. »Erzählen Sie ihr kurz mal was, sie meint, sie überlebt's nicht.« Der spöttische Ton meiner Kollegin war nicht zu überhören. Die Beruhigungsspritze hat sie schon, aber das scheint nichts zu nützen. Sie hält sich verkrampft an der Bettdecke fest, schaut mich erwartungsvoll an, bereit, jeden Moment ein Lächeln zu produzieren, als passende Reaktion auf das, was ich sage. (Als hätte sie Angst vor mir!)

Ich sehe sie, versuche, mich ganz auf sie zu konzentrieren – es ist fast ein Experiment –, aber eigentlich denke ich die ganze Zeit an mich, und an mich denken heißt in diesem Fall: an Gerhard denken. Dieser Beruf ist nichts für Leute, die viel mit sich selbst beschäftigt sind. »Die Operation ist ganz leicht, das ist wirklich nicht schlimm.« Ich räume die naßgeweineten Tempotaschentücher von ihrem Nachtschränkchen. »Wir haben hier sehr gute Ärzte, Sie können ganz beruhigt sein.« Ich an ihrer Stelle hätte mir den Mund verboten für solche allgemeinen Floskeln. Zu mehr ist Gott sei Dank keine Zeit, denn die Tür wird aufgerissen, und eine Stimme ruft: »... in Zimmer Neunundvierzig das Bett beziehen!«

Immer wieder versuche ich, Gerhard in Berlin anzurufen. Aber entweder ist er nicht da – die Empfangsdame stellt mich zumindest nicht durch –, oder er ist in einer Besprechung. Wie kann ein Mensch nur so viele Besprechungen haben! Ich rufe eine halbe Stunde später noch mal an. Für Ferngespräche muß ich jedesmal rüber ins Krankenhaus gehen. Vor mir ist eine lange Schlange. Die Patienten stehen vor mir, in Bademänteln und Schlafanzügen. Sie strömen einen süßlichen Bettgeruch aus. Ich kann mich an diesen Krankenhaugestank nicht gewöhnen. Es ist Wochenende, und die Patienten haben Heimweh. Endlich bin ich an der Reihe. Ich wähle Berlin an und bin mir ganz sicher, daß ich ihn jetzt erreiche. Jetzt ist er nicht mehr da. Eben hatte er noch eine Besprechung. Ich könnte ausrasten. Ich fühle mich verarscht. Ich kann nicht mal heulen, und das macht mich noch wütender. Ich weiß eigentlich gar nicht, was ich von ihm will! Ja, vielleicht sollte er sagen: Komm nach Berlin, du kannst bei meiner nächsten Show mitmachen. Komm nach Berlin, komm nach Berlin. Ich kann mich auf nichts mehr konzentrieren. Ein Appetithemmer, eine Schmerztablette. Der Appetithemmer nützt nichts. Ich esse trotzdem. Also Abführmittel hinterher. Ich kann nicht mal den »Steppenwolf« von Hermann Hesse lesen. Das wäre wenigstens eine intellektuelle Verbindung mit Gerhard. Er hat das Buch auch schon oft gelesen: »Das Leben ist ein Abenteuer, du lebst nur einmal. Das Besondere an Steppenwölfen ist, daß sie extrem sind, extrem einsam und extrem voll Power.« Ich bin wie Gerhard. Wir sind Steppenwölfe. Komm nach Berlin.
